

EDWARD LEE

SUCCUBUS

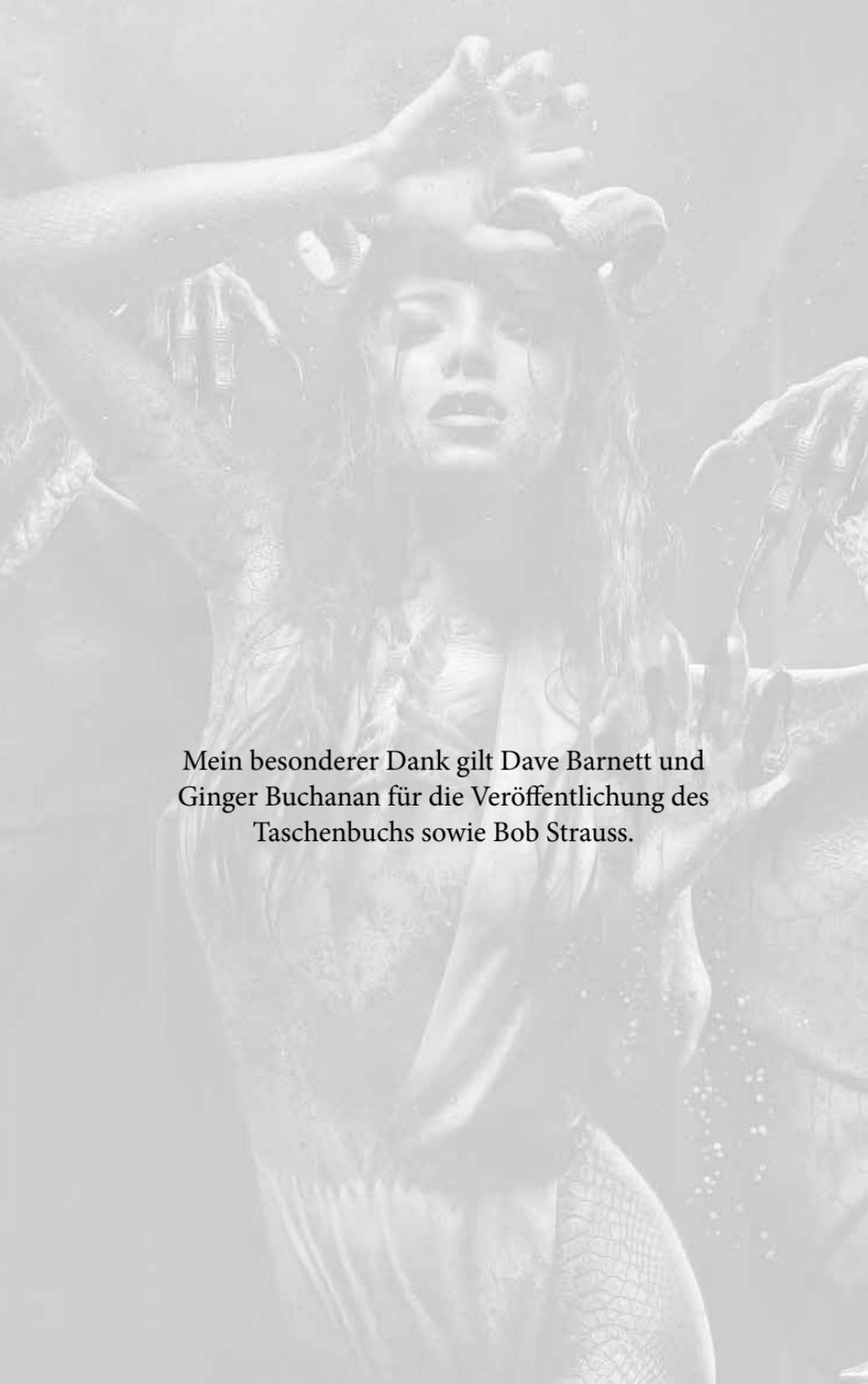
Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Succubi*
erschien 1992 im Verlag Diamond/Charter.
Copyright © 1992 by Edward Lee

1. Auflage Januar 2021
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Sabercore23
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-897-1
eBook 978-3-86552-898-8



Mein besonderer Dank gilt Dave Barnett und
Ginger Buchanan für die Veröffentlichung des
Taschenbuchs sowie Bob Strauss.

Prolog



»Sie haben Köpfe gekocht«, sagte Miss Eberle.

Professor Fredrick erschauerte. In der anschließenden Stille schien sein Geist hilflos zu treiben. *Sie haben Köpfe gekocht.* Er starrte die seltsame grazile Frau an, dann wieder hinab in die Grube mit den Schädeln.

Ein Erdofen, begriff er.

Trotz des grellen Loderns der Sonne zitterte er in der sauberen Hochlandluft. Der Fundort beschwor Bilder von Gräueltaten herauf, von Vergewaltigungen. Eine lang gezogene Reihe enthusiastischer Studenten machte sich mit Spitzhacken über den Hügelkamm her. Andere gruben mit Schaufeln um die amorphen Formen von Dingen herum, die durch die Ausgrabungen der letzten sechs Tage dem jahrhundertelangen Vergessen entrissen worden waren. Staub stieg in Schwaden auf. Das hektische Schlagen von Metall auf Stein hallte wie ein altvertrautes Lied in seinen Ohren. Fredrick hatte sein ganzes Leben mit so etwas verbracht: erstickte Kulturen aus der dicken Haut der Erde herauszuwürgen. Doch so wie jetzt hatte er sich noch nie gefühlt. Er fühlte sich wie ein Eindringling.

Miss Eberle stand neben ihm und blickte in das Ausgrabungsfeld hinab wie eine Göttin auf einer Klippe. Sie war mager und relativ groß; bleich – eine weibliche

Version von Fredrick. Ihr glattes grauschwarzes Haar umgab ihr hageres Gesicht wie ein Helm. Sie hatte für ihre Figur außergewöhnlich große Brüste, die die Vorderseite ihrer kakifarbenen Feldbluse straff spannten. Große blassblaue Augen beobachteten aufmerksam die Aktivitäten auf dem Ausgrabungsfeld. Wenn sie lächelte, zeigte der schmale Spalt ihres Mundes eine Reihe scharfer, gleichmäßig weißer Zähne.

Sie besaß ein bizarres Spezialwissen: Sie war archäologische Soziologin. Fredrick hatte viele ihrer Abhandlungen in den Fachzeitschriften gelesen. Ihre Arbeit faszinierte ihn – die Anwendung gesellschaftlicher Mechanismen auf die Mythologie.

Außerdem war sie möglicherweise die weltweit einzige Expertin für das rätselhafte präiberische Volk der Urlocs. Fredrick hatte sie in den Staaten kontaktiert, als bei der Oxford-Ausgrabung Dinge ans Tageslicht gefördert wurden, die sich eigentlich nicht innerhalb des Grabungsbereichs befinden sollten.

Grabstätten. Dolmen. Gewaltige Massengräber inmitten der sanften grünen englischen Landschaft.

Eine britische Luftvermessungsfirma hatte die Universität von Oxford benachrichtigt, als auf einigen der topografischen Aufnahmen verräterische Merkmale entdeckt wurden. Man vermutete, es sei ein Urnenfeld. Daraufhin hatte Oxford Fredrick und sein Team mit Ausgrabungen beauftragt; seit der Entdeckung mehrerer britonischer Schriften vor 20 Jahren suchte man in der Gegend nach einer abgelegenen sächsischen Siedlung. Fredrick war noch keinen vollen Tag am Ort der Ausgrabung gewesen, als ihm schon klar geworden war, dass sie hier auf etwas völlig anderes gestoßen waren.

Sie haben Köpfe gekocht, drang ihm wieder die leise, kehlige Stimme der Frau ins Bewusstsein. *Schlächter. Kannibalen.*

Ein großer Dieselbagger pumpte Lärm und Abgase in den gesprenkelten Himmel. Junge Stratigrafie-Techniker fummelten an der Wand der tiefsten Grabungsstätte mit Kernschneidern herum. Hier wurde die Zeit nicht in Jahren, sondern in Schichten gemessen, in Strichen von Kamelhaarpinseln und in Staub. Fluorsonden wurden in Öffnungen aus feuchtem Lehm und Schiefer geschoben. Nein, dies war kein Urnenfeld – es war eine Gruft.

Hohe Bäume erzitterten an den Rändern der Täler, als hätten sie Schmerzen. Die Fundstätte sah aus wie bombardiert, durchsetzt von Kratern. Dreckverschmierte Studenten hoben Eimer voller Fundstücke von der Winde und trugen sie an Stangen über ihren Schultern. Das Förderband brachte Steinbrocken und menschliche Knochen aus der Hauptgrabung herauf.

»Die Urlocs«, sagte Fredrick. »Also sind Sie sicher?«

Miss Eberle schraubte eine Vergrößerungslinse auf ihre modifizierte Nikon F. »Es gibt keinen Zweifel«, erwiderte sie. »Alles, was Ihre Leute gefunden haben, entspricht genau den Archiven der römischen Besatzungszeit. Das hier ist die archäologische Entdeckung des Jahrzehnts.«

Ihre großen Augen strahlten wieder hinunter in das Ausgrabungsfeld. Ihr Glitzern erinnerte Fredrick an sexuelle Erregung.

Die Ausgrabung war fast beendet; sie hatten ihr Budget bereits überschritten. Fredrick und Miss Eberle gingen an der letzten Baumgruppe vorbei zu den Zelten. Er

blickte auf seine lehmbeschmierten Lederstiefel, die gleichen, die er schon bei zahllosen anderen Ausgrabungen getragen hatte. Von Galli bis Ninive, von Jericho über Troja bis Knossos. Seine Gedanken schweiften ab, ein Lächeln spielte um seine Lippen. Er sah sich als ein Gespenst aus der Zukunft. All diesen einst so mächtigen Städten war vorherbestimmt gewesen, dass tausend Jahre später Fredricks alte Stiefel auf ihnen herumtrampelten. Vergrabene Zeit. Ganze Kulturen, eingeschlossen in Schichten aus Lehm. Er wanderte über Welten, und eines Tages, so wurde ihm klar, würde auch jemand über seine Welt wandern.

»Wir werden berühmt sein«, flüsterte Miss Eberle.

»Was?«

Sie antwortete nicht und trottete weiter. Lkws verließen rumpelnd die Ausgrabungsstätte, ihre Federungen ächzten unter dem Gewicht der Vergangenheit. Jede Menge Bronze und primitives Eisen. Broschen, Fibeln, Keulenbeschläge und Armreife. Kisten mit Tonscherben hauchten alterslosen Staub aus, während die Lkws über die Feldwege holperten. Sie hatten sehr viele Schneidwerkzeuge gefunden, fein gearbeitet und noch immer scharf. Flache Klingen mit langem Erl, eindeutig nicht sächsisch oder friesisch. *Cnifs* hatte Eberle sie genannt. *Für Menschenopfer*. Sie hatten einige sehr große Kessel gefunden. *Fek-chettle*. Aber am meisten war Miss Eberle über die Manuskripte in Verzückung geraten. Die qualitativ hochwertigen Tongefäße und die stickstoffhaltige Erde hatten sie gut erhalten; Eberle gelang es, fast alle zu fotografieren, bevor die brutale Wahrheit der offenen Luft das Pergament zu feinem Staub zerfallen ließ und die Unendlichkeit sich zurückholte, was ihr gehörte.

Sie blieben an der Kreuzung stehen, um dem Rest des Exodus nachzublicken. Die Lkws fuhren weiter, voll beladen mit den Innereien einer anderen Zeit.

Die letzten Lkws beförderten Bedeutsameres:
Knochen.

Wie viele Gruben hatten sie exhumiert? Wie viele Gräber? Wie viele Löcher voller menschlicher Köpfe?

»Es wird Monate dauern, die Gräber zu exhumieren«, sagte Miss Eberle.

»Wir haben keine Monate«, erwiderte Fredrick. Gegen das zunehmende Gewicht seines Alters musste er sich bewusst aufrecht halten. Sein sonnengebräuntes, von scharfen Linien durchzogenes Gesicht sah aus wie ein ausgetrocknetes Flussbett. »Deswegen muss ich mit Ihnen reden. Wir haben vielleicht nicht einmal mehr Stunden.«

»Was meinen Sie damit?«, protestierte sie. »Begreifen Sie denn nicht, was das hier ist? Diese Ausgrabung ist der erste handfeste Beweis für die Existenz der Urlocs. Sie gehören nicht länger dem Reich der Legenden an – diese Ausgrabung beweist, dass sie wirklich real waren.«

»Ich erzähle Ihnen was, das noch realer ist. Rezession. Steuersätze. Inflation. Sie denken, in den Staaten sieht es übel aus? Das hier ist England. Oxford wird uns jetzt wahrscheinlich die Mittel streichen. Sie haben uns dafür bezahlt, ein sächsisches Urnenfeld zu finden.«

Das Gesicht der Frau rötete sich. »Aber dies ist *Geschichte*. Wie können die ihre eigene Geschichte ignorieren?«

Mit *Leichtigkeit*, dachte Fredrick. »Sie werden Ihre Chance bekommen, sie zu überzeugen. Der Mann vom Bewilligungsausschuss wird morgen früh hier sein. Aber machen Sie sich keine zu großen Hoffnungen.«

Ihre Schritte knirschten auf dem mit Unkraut überwucherten Pfad. Die Sonne sah deformiert aus, so kurz vor ihrem Untergang, eine Kugel aus geschmolzenem Orange, vom langsamen und gleichförmigen Drehen der Erde ihrer Konturen beraubt.

Fredrick hielt ihr die Zeltklappe auf. Als sie das Zelt betrat, starrte er ihr hinterher, ihr und ihrem schlanken Schatten.

Er verharrte einen Augenblick, dann betrat er selbst das Zelt, wobei er sich fragte, wie viele Tausend Menschen hier wohl abgeschlachtet worden waren.

Es war die Unbekümmertheit, mit der Miss Eberle sprach, bei der es Fredrick flau im Magen wurde. Sie nahm ein Foto der riesigen Kessel in die Hand. »Die Urlocs haben Dinge getan, gegen die Vlad der Pfähler wie die Heilsarmee wirkt. Häuten, Kastrieren, Verstümmeln – das gehörte alles zu ihrem Repertoire. Sie plünderten ganze Siedlungen, aber nicht um Beute zu machen oder ihr Herrschaftsgebiet zu expandieren, sondern um *infydels* zu fangen, die ihnen als rituelle Opfer, Sklaven oder Nahrung dienten. Besonders gerne opfereten sie Kinder aus eroberten Siedlungen. Babys stellten das ultimative Opfer für das Objekt des Urloc-Glaubens dar. Männer wurden als Sklaven gehalten. Frauen wurden abgeschlachtet, um als Nahrung zu dienen. Die Urlocs betrachteten alle Frauen, die nicht ihrer Blutlinie angehörten, als spirituelle Feinde. Also aßen sie sie auf.«

Fredricks alte Hand zitterte leicht, als er Tee aus einer Thermoskanne eingoss. Der Tee dampfte vor ihren Gesichtern.

»Und diese Kessel, die *chettles*.« Sie zeigte auf eins

der Fotos. »Sie haben ein Fassungsvermögen von fast 400 Litern. Sie füllten sie mit Blut und kochten darin das Fleisch für ihre Festlichkeiten. Wissen Sie, wie viele menschliche Wesen man braucht, um 400 Liter Blut zu erhalten?«

Fredrick verzog das Gesicht, als er über die unerfreuliche Frage nachdachte. »Wie viele?«, zwang er sich zu fragen.

»Etwa 75.«

Großer Gott, dachte Fredrick.

»Sie grillten dutzendweise Babys auf Dolmen.« Miss Eberle klopfte sich Staub und Erde aus den Haaren. »Sie waren besessen von der Jugend – oder besser gesagt von der spirituellen zyklischen Umkehrung der menschlichen Weltlichkeit in Unendlichkeit. Daher ihre rituelle Besessenheit von der *Opferung* junger Menschen. Es war eine Transaktion, eine Geste des Tributes in Form einer *spirituellen* Nachahmung.«

»Das ist absurd«, sagte Fredrick.

»Ist es das? Ist es das wirklich? Die Urlocs waren eine geheime okkulte Gemeinschaft. Sie lebten über 1000 Jahre inmitten der Kelten, Gälern und Britonen, die kaum etwas oder gar nichts von ihrer Existenz ahnten. *Ur* ist übrigens ein Wort aus der Zeit vor dem Altenglischen, aus dem sich *weik* oder *wicc* ableitete.«

»*Witch* – Hexe«, murmelte Fredrick.

»Genau. Wir sprechen hier von einem subkulturellen Glaubenssystem, das älter ist als alle europäischen Aufzeichnungen. Hexen, bevor es die Hexerei gab. Es ging um Transitivität. Sie glaubten, indem sie junge Menschen opferten, könnten sie diese in das Objekt ihrer Anbetung *verwandeln*. Glaube und Opferung. Das

Fundament aller religiösen Systeme, das Christentum eingeschlossen.«

»Christen haben keine Babys auf Dolmen gegrillt«, wandte Fredrick ein.

»Nein, aber lesen Sie mal nach, wie die Christen waren, bevor Christus kam, bevor die Gesetze des Alten Testaments durch den Neuen Bund abgelöst wurden. Sie glaubten an den gleichen Gott, aber sie waren besessen von Opferungen. Lesen Sie *Levitikus*, das dritte Buch Mose, wenn Sie es ertragen. Es ist universell, Professor. Es ist ein Beweis von Heiligkeit.«

»*Heiligkeit*? Was hat das Kochen von Menschenfleisch in 400-Liter-Kesseln voller Blut mit Heiligkeit zu tun?«

»Blut«, erwiderte sie. »Die Essenz des Lebens. Es war ein Symbol, und man kann durchaus sagen, dass jede Religion mittels einer mechanischen Nutzung soziologischer Symbole funktioniert. Man kann auch sagen, dass Religion das Verständnis einer Gesellschaft von *Hoffnung* durch *Glauben* demonstriert.« Lächelte sie? »Blut, die Essenz des Lebens. Ist denn nicht der Verzehr von Blut ein universelles Symbol für Ewigkeit? Für Heiligkeit? Die Druiden taten es bereits 600 Jahre, bevor Christus geboren wurde. Schon mal vom heiligen Abendmahl gehört?

»Okay«, sagte Fredrick. Er war angewidert und müde. Was würde der Mann vom Bewilligungsausschuss denken, wenn er erfuhr, was die Urlocs tatsächlich waren? Er wünschte, er hätte stattdessen das langweilige, schnöde Urnenfeld gefunden.

Miss Eberle breitete weitere Fotos aus. Eines zeigte einen tiefen Erdfen. »Die Urlocs hatten eine besondere Vorliebe für menschliche Gehirne, langsam im Schädel

gegart. Die Köpfe wurden über Stunden in ihrem eigenen Saft gedünstet, dann holte man sie heraus und brach sie mit Steinhämmern auf. Sie hatten Sklaven, die speziell für diese Aufgabe ausgebildet waren und *cok-braegans* genannt wurden, was wörtlich übersetzt ›Gehirnkocher‹ heißt. Die Gehirne wurden heiß auf Fladen aus gebackenem Haferbrei serviert.«

Fredricks Magen schien die ernsthafte Absicht zu verfolgen, sich gründlich umzudrehen. Er schmeckte Galle.

»Und kennen Sie die Rocky Mountain Oysters – frittierte Stierhoden? Nun, die Urlocs hatten ihre eigene Version dieser Delikatesse. Statt Stierhoden wurden menschliche Hoden mit Maismehl paniert und in Sesamöl frittiert. Des Weiteren kannten sie ein Knochenmark-Allerlei, das eine beliebte Vorspeise war. Das Mark wurde mit Paprika und wilden Zwiebeln gemischt, in einer Pfanne geschmort und auf Weizenfladen serviert. So ähnlich wie Pastete auf Toastecken. Ein besonders berüchtigtes, zeremonielles Gericht – ausschließlich hochrangigen Urloc-Priesterinnen vorbehalten – war das ›Uterus-Brot‹. Menschliche Gebärmütter wurden mit gemahlenem Weizen und einem Backtriebmittel gestopft und dann in Steinöfen gebacken. Oft wurden sie zusätzlich mit Sperma bestrichen.«

Uterus-Brot, dachte Fredrick mit tiefster Abscheu.

»Eierstöcke wurden mariniert und an Spießern über einem offenen Holzfeuer geröstet. Lungen wurden püriert, sorgfältig mit wilden Himbeeren gemischt und wie Pudding gekocht. Zungen, Lippen und Gesichtsmuskeln wurden klein gehackt, gewürzt, in Menschenhaut eingewickelt und dann in Öl gebraten, bis sie kross waren. Das bekannteste Festgericht der Urlocs war

als *entrillus-brok* bekannt – was übersetzt ›Darmrolle‹ bedeutet: klein gehackte Eingeweide, eingewickelt in Lotusblätter und in Blut gedämpft.«

Fredrick erbleichte und starrte sie stumm an. Sein Mund wurde immer trockener, während Miss Eberle mit ihrer allzu detaillierten Beschreibung der Urloc-Cuisine fortfuhr.

»Was die riesigen Kessel angeht – sie wurden mit Blut gefüllt und erhitzt, bis sie blubbernd kochten. Ausgewählte Organe wie Leber, Milz oder Nieren wurden in das kochende Blut gegeben und dann wurde regelmäßig umgerührt. Auch alle größeren Muskelgruppen wurden fachgerecht filetiert und hinzugegeben. Nach und nach fügte man Kräuter und Gewürze hinzu und gegen Ende des Kochvorgangs noch etwas Gemüse.«

Etwas Gemüse. Fredricks Geist wurde für einen Augenblick von einem Nebel grauenvoller Bilder eingehüllt. Er stellte sich Urloc-Schlachthäuser vor, in denen Menschen wie Forellen filetiert wurden, wo aus Bauchhöhlen systematisch die schmackhaftesten Teile entnommen wurden, wo Kehlen durchgeschnitten und erbarmungslos in erhitzte Kessel entleert wurden. *Uterus-Brot*, dachte er. *Darmrollen.* Konnte eine solche Gesellschaft wirklich existiert haben? Konnten spirituelle Vorstellungen tatsächlich jemanden dazu gebracht haben, *Babys zu grillen*? »Miss Eberle«, sagte er und schüttelte den Nebel ab. »Wenn der Mann vom Bewilligungsausschuss kommt, sollten Sie ihm vielleicht diese kulinarischen Details ersparen. Er wird wissen wollen, warum die Urlocs aus archäologischer Sicht so wichtig sind. Was werden Sie ihm sagen?«

»Die Wahrheit«, antwortete Miss Eberle. »Die Urlocs waren eine *matriarchale* Gesellschaft. Sie betrachteten

das männliche Geschlecht als notwendiges Übel. Wenn eine Urloc ein männliches Kind zur Welt brachte, wurde das Kind kurzerhand dem Objekt ihres Glaubens geopfert. Die Urloc-Kommandantinnen griffen andere Siedlungen mit einer Miliz an, die vollständig aus männlichen Sklaven von früheren Feldzügen bestand.«

»Das ist etwas schwer zu glauben.«

»Vielleicht wollen Sie es nur nicht glauben. Sie wollen nicht glauben, dass es eine Gesellschaft gegeben haben könnte, in der Frauen einen weitaus höheren Stand hatten als Männer, obwohl es in der Menschheitsgeschichte viele solcher Beispiele gab.«

War es das? Fredrick glaubte es nicht. »Aber wie haben sie es gemacht? Wie war ein Haufen abtrünniger Amazonen in der Lage, ganze Gesellschaften von Männern zu versklaven?«

»Eine berechtigte Frage, Professor«, gestand sie ein. »Leider gibt es darauf keine eindeutige Antwort. Wie ich schon erwähnt habe, waren die Urlocs Hexen. Die römischen Registraturen sind voll mit okkulten Verweisen auf sie, und auch wenn die Kelten selbst nur sehr wenige schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben, dokumentiert das wenige, was es gibt, genau das.«

»Hexen, sagen Sie? Wollen Sie behaupten, die Urlocs hätten tausend Jahre lang über ein Gebiet geherrscht, weil sie Männer verzaubert haben?«

»Ich behaupte das gar nicht. Lesen Sie die alten Aufzeichnungen. Den Berichten zufolge haben die Urlocs auf rituelle Weise das Objekt ihres Glaubens angerufen, damit dieses ihnen Macht über ihre Feinde verlieh. Aber das spielt auch keine Rolle. Ich glaube nicht an das Okkulte, Professor Fredrick. Ich glaube jedoch an

die Wichtigkeit, das Volk der Urlocs als eine soziologische Einheit zu studieren. Sie müssen doch zugeben, dass wir nur zu schnell bereit sind, über das zu lachen, was wir nicht objektiv oder wissenschaftlich erklären können ...«

Fredrick blendete ihre Worte aus. Ganz langsam nahm ein Bild in seinem Kopf Gestalt an. Er sah Bauern, die entsetzt vor dem Donnern von Hufen flohen, er sah Schatten herabsausen, zum Schlag erhobene Schwerter und Streitäxte. Er sah, wie Unschuldige hingemetzelt wurden, sah, wie in einer Wolke aus Staub und Pferdeleibern Bäuche aufgeschlitzt und Gliedmaßen abgetrennt wurden. Klingen blitzten und bohrten sich wahllos in das Fleisch der Opfer, primitive Behausungen wurden niedergebrannt. Er sah Frauen, die Köpfe abhackten. Er sah Babys, die kreischenden Müttern aus den Armen gerissen wurden. Wunder schöne starke Frauen sprangen inmitten dieses Grauens von ihren Pferden, ihre langen Haare wie Mähnen flatternd, ihre biegsamen Leiber von der Kampfmontur umschmeichelt. Verstümmelte Leichen zuckten im blutigen Matsch, während Köpfe in die Erdöfen geworfen wurden. Blut spritzte. Schreie durchdrangen die Luft. Die ruhmreichen Urlocs befahlen Sklaven mit ausdruckslosen Gesichtern, die Sterbenden und Toten auszuweiden. Und inmitten der entsetzlichen Deutlichkeit dieses Bildes konnte Professor Fredrick das Gesicht eines dieser armseligen Diener erkennen.

Es war sein eigenes.

»... und bedauerlicherweise auch die Tendenz unseres Intellektualismus, das Esoterische und Unbekannte abzulehnen.«

Fredricks Bewusstsein kehrte in die Gegenwart zurück. Der Schlag seines alten Herzens verlangsamte sich wie nach einem großen Schrecken, als seine Vision verblasste und von Miss Eberles glitzernden Augen und ihrem Grinsen ersetzt wurde.

»Was wurde aus ihnen?«, fragte Fredrick. Er trank einen Schluck Tee, um sich abzulenken. Der Tee war kalt.

»Niemand weiß es genau. Wie die Maya und die Tai'tk scheinen die Urlocs innerhalb einer sehr begrenzten Zeitspanne verschwunden zu sein. Es gibt keine Hinweise auf eine militärische Eroberung oder einen Genozid. Hunger oder Seuchen erscheinen gleichermaßen unwahrscheinlich. Meine Vermutung, basierend auf der Nomenklatur ihrer Religion, ist, dass sie aufgrund einer vorsätzlichen Bevölkerungstreuung verschwanden.«

»Was veranlasst Sie zu der Vermutung?«

»Eine einfache konnotative Studie ihrer religiösen Praktiken. Jeder Aspekt der Urloc-Kultur ist in den römischen Archivaufzeichnungen dokumentiert. Die Urlocs praktizierten, ebenso wie die Druiden und die Hindus, eine Religion der Aszension. Sie betrachteten das körperliche Leben als einen Prozess der spirituellen Reinigung. Sehr wahrscheinlich waren die Urlocs der Überzeugung, dass sie eine ausreichend hohe Stufe spiritueller Reinheit erlangt hatten, woraufhin sie sich auf die umliegenden Populationen und Völker verteilten, wie es ihnen vom Objekt ihres Glaubens aufgetragen worden war.«

Fredricks Gesicht verriet seine Verständnislosigkeit. *Das Objekt ihres Glaubens.* Diesen Begriff hatte sie schon mehrmals benutzt, nicht wahr? Er wollte nicht fragen,

tat es aber trotzdem: »Was genau *war* das Objekt ihres Glaubens?«

»Laut den Römern nannten sie es Ardat Lil«, antwortete sie, »allerdings haben auch zahlreiche andere Religionssysteme eine ähnliche oder sogar identische Gottheit verehrt. Betrachten wir die Ableitungen aus dem Mittel- und Altenglischen: das *loc* in Urloc und das *Lil* in Ardat Lil. Das ergibt *liloc*, was man grob als *Sexgeist* übersetzen könnte.«

Professor Fredrick verstand immer noch nichts.

Miss Eberle lehnte sich auf ihrem Klappstuhl zurück. Und dann schien sie kaum merklich zu grinsen. »Ardat Lil war ein Succubus.«

1



Ein Stück voraus verschmolzen die Schatten hinter blitzenden roten und blauen Lichtern. Der Scheinwerfer ihres Wagens fiel auf das große orangefarbene Schild: »State Police – Alkoholkontrolle – Bitte anhalten!«

Oh, gut, dachte sie. Nach all dem Trubel im Büro und dann noch Dr. Harolds diagnostischen Unerklärlichkeiten brauchte Ann etwas Aufmunterung.

Na, die können was erleben.

Natürlich hatte sich die Polizei die wirklich ungünstigste Stelle für diesen berüchtigten Verfassungsverstoß ausgesucht: die Hauptausfallstraße der Stadt während der abendlichen Rushhour.

Ann stoppte ihren Mustang GT vor der offenen Handfläche, die der Bundesstaatspolizist ihr entgegenhielt. Zwei weitere Polizisten, gesichtslos vor der blitzenden Hintergrundbeleuchtung, näherten sich dem Fenster auf der Fahrerseite.

»Guten Abend, Ma'am«, sagte einer von ihnen.

»Ja, war es«, antwortete Ann.

»Wie bitte?«

»Ich wollte sagen: Es *war* ein guter Abend, bis Sie es für nötig hielten, mich mit diesem ungerechtfertigten und unangemessenen Eingriff in meine Bürgerrechte der individualverkehrlichen Freizügigkeit zu belästigen.«

»Das ist keine besonders gute Einstellung, nicht wahr, Ma'am?«

»Ist es jetzt Aufgabe der State Police, die Einstellungen der Bürger zu kontrollieren, Officer?«

Der Polizist zögerte. »Kann ich bitte Ihren Führerschein und die Fahrzeugpapiere sehen?«

»Ich weiß nicht, ob Sie das können, Officer. Ich bin keine Augenärztin und daher nicht qualifiziert zu entscheiden, was Sie sehen können und was nicht. Ob Sie meinen Führerschein und meine Fahrzeugpapiere sehen *dürfen* – nun ... ich denke, schon.« Ann reichte sie ihm.

»Haben Sie getrunken, Miss Slavik?«

»Ja«, antwortete sie.

»Wie viel?«

»Ich bin mir nicht sicher. Ich wusste nicht, dass es jetzt gesetzlich vorgeschrieben ist, über die tägliche Flüssigkeitsaufnahme Buch zu führen.«

»Wie viel haben Sie heute getrunken, Miss Slavik?«

Sie überlegte. »Ungefähr ein halbes Dutzend Tassen Kaffee. Eine Cola light zum Mittagessen. Und eine Flasche Kakao für den Nachhauseweg.« Sie hielt die Kakaoflasche hoch, damit er sie sah.

Der Polizist schwieg für einen Augenblick. »Haben Sie heute *Alkohol* getrunken, Miss Slavik?«

»Alkohol? Sie meinen diese flüchtige und hoch entflammbare Hydroxylverbindung, die allgemein in industriell hergestellten Lösungs- und Reinigungsmitteln enthalten ist, ein tödliches Gift? Nein, Officer, ich habe heute keinen Alkohol getrunken. Und falls Sie meinten, ob ich irgendwelche *alkoholhaltigen Getränke* zu mir genommen habe, lautet die Antwort ebenfalls Nein.«

Wieder schwieg der Polizist.

Dann sagte er: »Miss Slavik, ich möchte Sie bitten, aus dem Wagen zu steigen.«

»Warum?«, fragte sie. »Um mich zu zwingen, gegen meinen Willen meine Nase zu berühren? Um mich zu zwingen, gegen meinen Willen auf einer geraden Linie zu gehen? Um mich zu zwingen, in einen 08/15-Smith-&-Wesson-Alkomaten zu pusten?«

»Wir bezeichnen es als Alkoholkontrolle, Miss Slavik.«

»Bezeichnen Sie es so? Ich bezeichne es als Polizeiwillkür. Es verstößt nicht gegen das Gesetz, unkoordiniert zu sein, Officer, und Sie sind nicht beruflich qualifiziert, meinen Zustand körperlicher Koordinationsfähigkeit zu beurteilen. Ebenso wenig können Sie dem Richter zweifelsfrei die ordnungsgemäße Funktion und Kalibrierung des Alkomaten garantieren. Und jetzt hören Sie mir mal zu, Officer. Ich bin 37 Jahre alt. Ich bin 1,63 Meter groß und wiege 50 Kilo. Sie hingegen sind ... was? Anfang 20, 1,85 Meter, mindestens 90 Kilo, wenn ich mich nicht täusche, und Ihr Freund da ist noch größer und kräftiger. Mit anderen Worten: Sie beide sind große, starke, junge Männer, die mich mit Leichtigkeit gegen meinen Willen auf einer Hauptverkehrsstraße aus meinem Wagen holen könnten. Und ja, ich vermute, Sie könnten mich auch zwingen, Ihren albernen Alkoholtest zu machen. Ich hätte keine Chance, Sie daran zu hindern, wenn man bedenkt, in welchem Zustand der Angst ich mich befinde. Tatsächlich denke ich, dass jede Frau in meiner Situation hilflos wäre gegen zwei große, starke, junge Männer mit tödlichen Schusswaffen an ihren Gürteln.

Was ich damit sagen will, Officer: Wenn Sie mich auf einer öffentlichen Straße gewaltsam aus meinem Fahrzeug holen und zwingen wollen, Ihren peinlichen und

zutiefst verfassungswidrigen Test durchzuführen, dann nur zu. Aber wenn Sie das tun, werde ich Ihre Dienststelle wegen Einkommenseinbußen, Folgeschäden und psychischer Grausamkeit verklagen, denn ein solcher Vorfall würde mich mit Sicherheit derart aus der Bahn werfen, dass ich meine Arbeit nicht mehr vernünftig erledigen, Probleme mit meinem Arbeitgeber bekommen und infolgedessen eine psychische Störung davontragen würde. Falls Sie andererseits beschließen sollten, mich zu verhaften, werde ich Ihre Dienststelle wegen all dieser Dinge verklagen und zusätzlich noch wegen unrechtmäßiger Verhaftung.«

Die beiden Polizisten zögerten unsicher. »Sind Sie Anwältin, Miss Slavik?«, fragte der zweite.

»Ist die Polizei berechtigt, einen unbescholtenen Bürger zur Preisgabe seines Beschäftigungsstatus zu zwingen? Ich denke, ich werde von nun an von meinem Recht zu schweigen Gebrauch machen, Officer, es sei denn, die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika wurde aus irgendeinem Grund aufgehoben, seit ich das letzte Mal einen Blick hineingeworfen habe. Und jetzt ... lassen Sie mich fahren!«

Die beiden Polizisten traten zur Seite und winkten sie durch.

Viel besser, dachte Ann Slavik und fuhr weiter die West Street entlang. Sie wusste, dass die Männer nur ihren Job machten, aber mit ihnen zu spielen hatte geholfen, ihre Gedanken von den anderen Dingen abzulenken. *Na gut, ich bin also ein Arschloch. Ich kann nicht anders. Ich bin Anwältin.*

Dieser Tag war der ungewöhnlichste Tag ihres Lebens gewesen, ein großer Triumph und eine große Verwirrung.

Sieben Jahre hatte sie auf diesen Tag gewartet; sie sollte glücklich sein. Aber alles, woran sie im Augenblick denken konnte, war das, was Dr. Harold gesagt hatte.

Über den Traum. Den Albtraum.

Sie hörte Martin tippen, als sie die Wohnung betrat. Warum schaffte er sich nicht endlich einen Computer an? Der machte wenigstens nicht so einen Lärm. Sie hatte angeboten, ihm einen zu kaufen, aber er hatte ihr versichert, dass er keinen wollte. »Ich werde nicht zulassen, dass meine Muse durch Floppy Disks und das Geblinke auf einem Monitor besudelt wird«, hatte er gesagt. Aber Ann kannte den wahren Grund: Mit dem ›Sklavenlohn‹, den er vom College erhielt, konnte er sich keinen Computer leisten. Und sein männlicher Stolz ließ es nicht zu, dass sie ihm das Geld dafür gab.

Sie trat in die Diele mit dem Schieferboden und stieß die Tür mit dem Hintern zu. Mit einem erleichterten Seufzer setzte sie die Prozesstasche ab, die schwerer war als ein Reisekoffer. Die Prozesstasche war der Fluch jedes Juristen; man trug sein Leben darin mit sich herum, und das Leben einer Anwältin wog eine Menge. Ein von einem professionellen Fotostudio aufgenommenes Porträt von ihr mit Melanie und Martin lächelte ihr entgegen, als sie ihren Burberry-Regenmantel aufhängte. *Meine Familie*, dachte sie. Aber war sie das wirklich? Oder war es nur ihr schwacher Versuch, so etwas wie Normalität herzustellen? Häufig deprimierte das Porträt sie – es erinnerte sie daran, was sie Martin mit ihrer Unentschlossenheit antat. Sie befürchtete, dass Martin, je mehr Monate vergingen, immer verdrossener wurde über ihr Zögern, ihn zu heiraten. Sie wusste, dass er sich

selbst die Schuld gab, dass er jeden Tag mit einer inneren Furcht lebte, irgendetwas an ihm sei vielleicht nicht gut genug für sie, und das bereitete ihr ein noch schlechteres Gewissen, denn es hatte wirklich überhaupt nichts mit seinen Fehlern und Unzulänglichkeiten zu tun. *Was hält mich zurück?*, fragte sie in Gedanken das Porträt. Aber natürlich bekam sie keine Antwort.

Ann ging ins Wohnzimmer und schaltete aus Gewohnheit den Fernseher ein. Sie rechnete mit den üblichen düsteren Enthüllungen: Finanzdefizite, gescheiterte Banken, Mord. Doch stattdessen sagte eine Nachrichtensprecherin mit zu viel Make-up gerade: »... das vor Kurzem reparierte Hubble-Weltraumteleskop. In der letzten Woche berichteten Astronomen der NASA von einem bevorstehenden astronomischen Ereignis, das sie als ›tangenciales lunares Apogäum‹ bezeichneten, ein Vollmond, der genau auf die diesjährige Frühjahrs-Tagundnachtgleiche fällt. ›Das klingt zunächst einmal nicht besonders spektakulär‹, sagte John Tuby vom MIT heute Vormittag gegenüber der Presse, ›aber für Astronomen ist es etwas ganz Besonderes. Aufgrund der Stratosphärenbrechung wird der Mond zeitweise rosafarben erscheinen. Es ist das erste derartige Ereignis seit 1000 Jahren.‹ Also, liebe Sternengucker, holen Sie Ihre Teleskope heraus und machen Sie sich bereit«, fuhr die Sprecherin fort. »Und jetzt: Pudel auf Skiern!«

Pudel auf Skiern. Ann schaltete den Fernseher aus. Zumindest besser als die üblichen schlechten Nachrichten. Sie hörte nun schon seit Tagen von dieser Äquinoktiumssache, als wäre es das Ereignis des Jahrhunderts. Ihr war es egal, welche Farbe der Mond hatte oder warum. Im Augenblick wollte sie sich nur entspannen.

Sie ging in den Flur. »Ich bin zu Hause«, rief sie.

Das Zuhause war eine luxuriöse Vierzimmerwohnung am Circle. Sie war perfekt, aber für 340.000 Dollar sollte man das auch erwarten – so viel musste man für eine Eigentumswohnung am Wasser berappen. Ann mochte die Wohnung. Melanie hatte ein eigenes Zimmer und Ann konnte eines als Büro nutzen. Martin hatte das kleine Wohnzimmer für seine Schreiberei. Es war eine Eckwohnung. Der Balkon am Schlafzimmer ging zum Wasser hinaus und das Wohnzimmer zum State Circle, der nachts einen wundervollen Anblick bot. Ann würde die Wohnung vermissen. Wenn man Teilhaber wurde, wohnte man nicht mehr in einer Eigentumswohnung.

Sofort kam Martin aus dem Wohnzimmer, mit seinen sorgenvollen Augen. Schriftsteller waren seltsam, aber Martins Seltsamkeit war anders. Mindestens einmal pro Woche drohte er, mit dem Schreiben aufzuhören, um ihre Beziehung zu stärken, und sie glaubte es ihm sogar. Er fühlte sich schuldig wegen der finanziellen Situation, was völlig albern war. Ann zahlte mehr Steuern, als Martin brutto verdiente. Er war ein Poet, der von der Kritik gefeiert wurde. »Von der Kritik gefeiert« bedeutet, dass man großartige Kritiken bekommt und kein Geld verdient«, hatte er ihr einmal erzählt. Seine Gedichtsammlungen – vier bislang und bei einem großen Verlagshaus erschienen – waren in der *BookWorld*, der *New York Times*, *Newsweek* und jedem größeren Literaturmagazin des Landes sehr positiv besprochen worden. Im letzten Jahr hatte sein Agent drei seiner Kurzgeschichten an *Atlantic Monthly*, *The New Yorker* und *Esquire* verkauft, und mit diesen Geschichten hatte Martin mehr Geld verdient als mit sämtlichen Einnahmen aus seinem

letzten Gedichtband. »Schreib mehr Kurzgeschichten«, hatte sie ihm vorgeschlagen. »Nein, nein«, hatte er gejamert. »Prosa ist unvollkommen. Der Vers ist die einzige Wahrheit im geschriebenen Wort als Kunstform.« *Meinetwegen*, hatte sie gedacht.

»Was hat Dr. Harold gesagt?«, fragte er jetzt und legte die Arme um sie.

»Das Gleiche wie immer. Manchmal glaube ich, dass ich nur meine Zeit verschwende.«

»Mein Gott, Ann, du hattest bisher erst drei Termine. Gib der Sache eine Chance.«

Eine Chance, dachte sie. Der Albtraum hatte vor zwei Monaten begonnen. Er kam jede Nacht. Manchmal unterschieden sich die Details, aber in den Grundzügen war er immer gleich. Mittlerweile beunruhigte der Traum sie so sehr, dass sie bei der Arbeit müde und zerschlagen war; sie fühlte sich neben der Spur. Martin war es gewesen, der ihr vorgeschlagen hatte, zu einem Therapeuten zu gehen. »Wahrscheinlich sind es irgendwelche unbewussten Sorgen um Melanie«, hatte er gemeint. »Ein guter Seelenklempner kann die Ursache isolieren und einen Weg finden, wie du damit umgehen kannst.« Vermutlich hatte er recht. Es waren nicht die 200 Dollar pro Stunde, die ihr Kopfschmerzen bereiteten (auch Anns Kanzlei stellte diesen Betrag dem durchschnittlichen Klienten pro Stunde in Rechnung), sondern die Sorge, dass, wenn sie die Sache nicht schnell in den Griff bekam, ihre Karriere darunter leiden könnte, und wenn ihre Karriere litt, würde auch Melanies Zukunft leiden, ganz zu schweigen von ihrer Beziehung zu Martin.

Ein abstrakter Druck an der Wand zeigte die unscharfe Rückseite eines Kopfes, der ein pointillistisches Zwielficht

betrachtete. *Traum vom Träumer* hieß das Bild, es stammte von einem hiesigen Expressionisten. Sie und Martin hatten es in der Sarnath Gallery gekauft. Jetzt jedoch erinnerte die verzerrte Form des Motivs sie an den schwangeren Bauch aus ihrem Traum.

Sie drehte sich um und küsste Martin. »Ist Melanie da?«

»Sie ist mit ihren Freunden unterwegs.«

O Gott. Melanies ›Freunde‹ beunruhigten Ann mehr als jeder andere Aspekt ihres Lebens. Die ›Main Street Punks‹ hatten die Zeitungen sie genannt. Lederjacken, zerrissene Jeans, die von Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden, und Frisuren, die Vidal Sassoon in den Selbstmord getrieben hätten. Ann war klar, dass sie nur Vorurteile hatte; diese *Punks* waren für sie das, was für die Generation von Anns Eltern die Hippies gewesen waren. Martin hatte einige von ihnen kennengelernt und ihr versichert, dass sie ganz in Ordnung waren. Sie sahen ziemlich wild aus, das war alles – sie sahen *anders* aus. Die überfürsorgliche Mutter in Ann wollte nicht, dass Melanie anders war, auch wenn sie wusste, dass der Begriff relativ war. Sie wusste, dass es engstirnig von ihr war, aber irgendwie spielte das keine Rolle, wenn es um die eigene Tochter ging. Die Tochter von anderen Leuten – ganz egal. *Aber nicht meine*. Sie liebte Martin mehr, als sie je einen anderen Mann in ihrem Leben geliebt hatte; aber oft ärgerte sie sich über seinen Liberalismus. Sie hatten sich häufig darüber gestritten.

»Es ist eine Frage der Perspektive, Ann. Als du in ihrem Alter warst, hast du Peace-Zeichen und bunte Perlen getragen und Jimi Hendrix gehört. Das hier ist genau das Gleiche. Es ist eine Strömung, zu der sie sich

hingezogen fühlt. Vielleicht solltest du versuchen, sie besser zu verstehen, dann wäre sie vielleicht nicht so unsicher.«

»Oh, verstehe«, hatte Ann gekontert. »Gib nur mir die Schuld. Ich muss eine schlechte Mutter sein, weil ich nicht will, dass mein einziges Kind mit einer Bande von Leuten herumhängt, die aussehen wie Sex-Pistols-Ausschussware! Großer Gott, Martin, hast du dir die Typen mal angesehen? Einer von ihnen hat Metallspitzen, die aus seinem Kopf ragen!«

»Sie sehen anders aus, also müssen sie ein schlechter Einfluss sein? Willst du das damit sagen, Ann? Hast du schon mal was von Selbstentfaltung gehört? Wahrscheinlich würden sie eher deinen Beifall finden, wenn sie alle Slipper ohne Socken tragen würden und Namen wie Biff und Muffy hätten.«

»Leck mich, Martin.«

»Es sind nur unschuldige Kinder mit einer anderen Sicht auf die Welt, Ann. Du kannst doch nicht Melanies Freunde für sie aussuchen. Das ist ihre Sache, und das solltest du respektieren.«

Verdammt sollte er sein. Und wenn er nun recht hatte? Dr. Harold meinte, dass ihre ablehnende Haltung gegenüber Melanies Freunden ein Verteidigungsmechanismus sein könnte. Ann fühle sich so schuldig, weil sie sich so selten um Melanie kümmere, dass ihr Unterbewusstsein einen anderen, alternativen Weg der Schuldzuweisung gefunden habe. »Sie arbeiten sehr hart«, hatte der Therapeut gesagt. »Sie sind überaus erfolgreich, aber diese Tatsache nutzen Sie dazu, diejenigen anzugreifen, die Sie lieben. Unterbewusst haben Sie das Gefühl, eine schlechte Mutter zu sein, und Sie haben das Gefühl,

dass das der Grund für das geringe Selbstvertrauen Ihrer Tochter ist. Aber statt das zuzugeben und dementsprechend zu handeln, haben Sie sich dafür entschieden, sich dem gar nicht erst zu stellen.«

Er sollte auch verdammt sein. »Ich bezahle zwei Hunderter pro Stunde, um mich beleidigen zu lassen?«

Dr. Harold hatte gelacht. »Sich selbst deutlicher zu sehen ist keine Beleidigung. Wenn Sie wollen, dass Ihre Tochter glücklich ist, müssen Sie ihre Einstellungen und ihre Weltsicht unterstützen. Jedes Mal wenn Sie im Eifer des Gefechts ihre Überzeugungen infrage stellen, beleidigen Sie *sie*. Solche Dinge können einen jungen Geist leicht verletzen.«

»Sie ist kein Baby mehr, Ann«, sagte Martin jetzt. »Sie ist eine kluge, kreative 17-Jährige. Mach dir keine Sorgen.«

Ann schnaubte. Der Tag war einfach zu verwirrend gewesen, und Martin merkte es ihr an. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Zeit für einen Drink.« Er mixte ihr einen Gin Tonic und machte sich eins seiner Snob-Biere auf. Auf höfliche Weise ein schlechtes Thema zu wechseln, war seine Art, ihr nicht ihre eigenen Bedenken unter die Nase zu reiben.

»Hast du heute was geschafft?«, fragte sie mit einer Kopfbewegung in Richtung Schreibmaschine. Schon der erste Schluck Gin hatte eine lockernde Wirkung auf sie.

»Ja, einiges. Ich hätte noch mehr geschafft, wenn ich nicht dauernd unterbrochen worden wäre. Irgendein Typ hat ständig für dich angerufen – bestimmt fünf-, sechsmal.«

»Irgendein *Typ*?«

»Ich hab ihm gesagt, dass du erst am frühen Abend wieder da bist. Hab gefragt, ob ich dir was ausrichten soll, aber er wollte nicht.«

»*Irgendein Typ?*«, wiederholte sie.

»Muss dein anderer Liebhaber sein«, meinte Martin.

»Ja, aber welcher? Ich habe Dutzende, weißt du?«

»Klar, aber warum gibst du dich mit denen ab, wenn du so einen charmanten, intelligenten und überaus fürsorglichen Mann wie mich hast? Ganz zu schweigen von meinen Talenten im Schlafzimmer.«

»Ich nehme dir ja wirklich nur ungern deine Illusionen, aber der einzige Grund, weshalb ich dich bei mir behalte, ist der, dass du ein guter Koch bist.«

»Ah, das ist es also.«

Spaß beiseite – der Anrufer machte sie nachdenklich. Vielleicht war es jemand aus der Kanzlei, der ihr gratulieren wollte.

»Der Typ hatte eine komische Stimme, so wie jemand mit einem Emphysem oder einer Halsentzündung.«

Ann tat es mit einem Achselzucken ab. Wer es auch war – er würde sich schon wieder melden.

»Ich habe noch nicht mit dem Abendessen angefangen«, gestand Martin und zündete sich eine Zigarette an. »Ich könnte was auftauen ...«

Jetzt wurde Ann erst bewusst, wie sehr sie in Gedanken gewesen war. Sie hatte es ihm noch gar nicht erzählt, oder? »Tau nichts auf«, sagte sie. »Wir gehen essen. Ich habe einen Tisch im Emerald Room reserviert.«

Martin machte ein finsternes Gesicht. »Das ist das teuerste Restaurant der Stadt.«

»Und das beste.«



www.edwardleeonline.com

EDWARD LEE (geboren 1957 in Washington, D. C.). Nach Stationen in der US-Army und als Polizist konzentrierte er sich lange Jahre darauf, vom Schreiben leben zu können. Während dieser Zeit arbeitete er als Nachtwächter im Sicherheitsdienst. 1997 konnte er seinen Traum endlich verwirklichen. Er lebt heute in Florida.

Er hat mehr als 45 Romane geschrieben, darunter den Horrorthriller *Header*, der 2009 verfilmt wurde. Er gilt als obszöner Provokateur und führender Autor des Extreme Horror.

Bighead wurde das »most disturbing book« genannt, das jemals veröffentlicht wurde. Mancher Schriftsteller wäre über solch eine Einordnung todunglücklich, doch nicht Edward Lee – er ist stolz darauf.

Edward Lee bei FESTA:

Haus der bösen Lust

Bighead / Creekers / Flesh Gothic

Der Besudler auf der Schwelle

Das Schwein

Der Teratologe (mit Wrath James White)

Der Höllenbote

Muschelknacker (mit John Pelan)

Incubus

Monstersperma

Golem

Goon (mit John Pelan)

Die Minotaure

Shifters – Radikal böse (mit John Pelan)

Header / Header 2 / Header 3

Porträt der Psychopathin als junge Frau (mit Elizabeth Steffen)

Mister Torso – und andere EXTREMITäten

*Extreme Horror – Eine Anthologie (als Herausgeber,
zusammen mit Frank Festa)*

Gewürm

Das Snuff-Haus

Der Hornbrecher

Dahmer ist nicht tot (mit Elizabeth Steffen)

Ein Kühlschranks voller Sperma (mit John Pelan)

White Trash Gothic

Totenlust

Monstrosity – Die Kreatur

Nummer 13 – Geistergeschichten (als Herausgeber)

White Trash Gothic 2

Hackfleisch

Succubus

Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de